

Aus:

Auer, P. & H. Baßler (Hg.) 2007. Reden und Schreiben in der Wissenschaft. Frankfurt/Main: Campus Verlag.

Der Stil der Wissenschaft

Peter Auer und Harald Baßler

Einleitung

Haben wissenschaftliche Texte überhaupt Stil? Im Alltagsgebrauch ist Stil mit Geschliffenheit, Eleganz, Freude an der ausgefeilten und ästhetisch ansprechenden Form verbunden, für manche allerdings auch mit Manieriertheit und Oberflächlichkeit. Wissenschaftstexte gelten hingegen angesichts ihrer hermetischen Fachterminologie, ihrer Informationsverdichtung, ihres komplizierten Satzbaus und ihrer Unpersönlichkeit als hölzern, schwer verständlich, emotionslos, schlicht langweilig. Sie scheinen keinen Stil zu haben. Wenn man gutwillig ist, kann man ihnen lediglich attestieren, dass sie Informationen mehr oder weniger effizient vermitteln, ohne sich dabei um die schöne Verpackung zu scheren. In diesem Buch weichen wir von dieser Meinung in zweifacher Hinsicht ab. Zum einen verwenden wir einen neutralen Stilbegriff, das heißt wir verstehen unter Stil schlicht die Art und Weise, in der etwas gesagt wird. Zum anderen werden wir zeigen, dass es auch im wissenschaftlichen Schreiben (und Sprechen) auf die Form ankommt, dass es guten und schlechten Stil gibt, dass sich die stilistischen Normen nach wissenschaftlicher Disziplin, historischer Epoche und Kulturkreis unterscheiden; mit einem Wort: dass sich auch Wissenschaftler durchaus Gedanken über die sprachliche Form ihrer Publikationen machen (müssen), um von ihren Kollegen gelesen und geschätzt zu werden.

Allerdings ist der wissenschaftliche Stil nicht der Belletristik, der eines Essays oder eines Leitartikels. Das rhetorische Prinzip *variatio delectat*, das in solchen Texten zahlreiche Sprachspielereien möglich macht und das von den Lesern und Leserinnen auch goutiert wird, ist in der Wissenschaft zum Beispiel außer Kraft gesetzt, und auf die Schönheit der Formulierung kommt es nicht an. Dies war nicht immer so, sondern hat sich erst im Lauf der Entwicklung des modernen abendländischen Wissenschaftsbegriffs (und unauf löslich mit ihm verbunden) ergeben. Dies zeigt zum Bei-

spiel Wolf Lepenies anhand der *Histoire Naturelle* des französischen Naturhistorikers Buffon von 1749 (Lepenies 1989). Buffon hatte ein ausgesprochen erfolgreiches Buch geschrieben. Bereits nach wenigen Wochen musste eine neue Auflage gedruckt werden, die ebenso reißenden Absatz fand wie die erste – etwas, wovon heutige Wissenschaftler nur träumen können. Die Beliebtheit seines Werks rührte aber nicht unbedingt von den Inhalten her, sondern davon, wie er sie präsentierte. Er schrieb einen für den Zeitgeschmack guten, und das heißt rhetorisch ausgefeilten und nach allen Regeln der Kunst ornieren Stil. Dieser Stil war ein Thema, das ihn und die Naturwissenschaftler seiner Zeit manchmal mehr beschäftigte als das, was sie zu sagen hatten. So hielt Buffon, als er 1753 in die Académie française gewählt wurde, nicht etwa einen naturwissenschaftlichen Vortrag, sondern eine Rede über den Stil. Die Rede muss selbst große Furore gemacht haben, denn auch noch Jahre später schwärmten so bekannte Schriftsteller wie Baudelaire von ihr.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, noch zu Lebzeiten von Buffon, kam es aber zu einer deutlichen Umwertung seiner Schriften. Sie wurden wegen ihres essayistisch-narrativen Stils nicht mehr gelobt, sondern als »romans scientifiques« verschmäht. Sie galten jetzt als populärwissenschaftliche Belletristik, die für Frauen und Laien, aber nicht für seriöse Wissenschaftler geeignet sei (vergleiche Lepenies 1989: 62ff.). Würde Buffon also noch wenige Jahre zuvor wegen seines Stils gefeiert, galt schönes Schreiben jetzt plötzlich als unwissenschaftlich. Der literarische und der wissenschaftliche Stil hatten sich getrennt und wurden geradezu zu Gegensätzen. Freud schrieb in einer Studie zur Hysterie aus dem Jahre 1895:

»Ich bin nicht immer Psychotherapeut gewesen, sondern bin bei Lokaldiagnosen und Elektroprognostik erzo-gen worden wie andere Neuropathologen, und es berührt mich selbst noch eigen-tümlich, dass die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind, und dass sie sozusagen des ersten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren« (zitiert nach Pörksen 1995: 101).

Seither haben sich Stilprinzipien für das wissenschaftliche Schreiben entwickelt, die einerseits im Zusammenhang mit den spezifischen Funktionen wissenschaftlichen Arbeitens zu sehen sind, andererseits aber auch auf die Normen einzelner wissenschaftlicher Gemeinschaften zurückzuführen sind. Es handelt sich um stilistische Prinzipien, die in ihrer besonderen Kombination nur in der Wissenschaft gelten und ihren Diskurs mit definieren: Wer nicht so schreibt, wird nicht gelesen. Und sie unterscheiden sich sehr weitgehend von dem, was in früheren Jahrhunderten als schöner Stil gilt.

Dennoch handelt es sich um eine Art und Weise, etwas zu sagen, die man leicht erkennt, die sich beschreiben und übrigens auch ironisieren lässt. So persifliert der französische Schriftsteller Georges Perec (1991) in seinem Bändchen *Cantatrix Soprana L. et autres écrits scientifiques* zum Beispiel den angloamerikanischen Wissenschaftsstil (der auch für Naturwissenschaftler andernorts gilt) so:

»As observed at the turn of the century by Marks & Spencer (1899), who first named the ›yelling reaction‹ (YR), the striking effects of tomato throwing on Sopranoes have been extensively described. Although numerous behavioural (Zeeg & Puss, 1931; Roux & Combaluzier, 1932; Sinon et al., 1948), pathological (Hun & Deu, 1960), comparative (Karybb & Szylä, 1973) and follow-up (Else & Vire, 1974) studies have permitted a valuable description of these typical responses, neuroanatomical, as well as neurophysiological data, are, in spite of their number, surprisingly confusing. In their henceforth late twenties' classical demonstrations, Chou & Lai (1927 a, b, c, 1928 a, b, c, 1929a, 1930) have ruled out the hypothesis of a pure facio-facial nociceptive reflex that has been advanced for many years by a number of authors (Mace & Doyne, 1912; Payre & Tairnelle, 1916; Sornette & Billewayzé, 1925). Since that time, numerous observations have been made that have tried to decipher the tangling puzzle as well as the puzzling tangle of the afferent and/or efferent sides of the YR and led to the rather chaotic involvement of numberless structures and paths: trigeminal (Loewenstein et al., 1930), bitrigeminal (Von Aitück, 1940), quadririgeminal (Van der Deder, 1950), supra-, infra-, and inter-trigeminal (Mason & Ragoun, 1960) afferents have been likely pointed out as well as macular (Zakowski, 1954), sacular (Bortsch, 1955), utricular (Malosol, 1956), ventricular (Tarama, 1957), monocular (Zubrowska, 1958), binocular (Chachlik, 1959-1960), triocular (Stroganoff, 1960), auditive (Balalaika, 1915) and digestive (Alka-Seltzer, 1815) inputs [...]« (Perec 1991: 13f.).

Übersetzung: Wie von Marks & Spencer (1899), die als Erste die Bezeichnung ›Schreiaktion‹ (yelling reaction, YR) verwenden, um die Jahrhundertwende beobachtet wurde, sind die durchschlagenden Effekte des Tomatenwerfens auf Sopranistinnen ausführlich beschrieben worden. Obwohl zahlreiche Verhaltensstudien (Zeeg & Puss 1931; Roux & Combaluzier, 1932; Sinon et al., 1948), pathologische (Hun & Deu 1960), Vergleichs- (Karybb & Szylä, 1973) und follow-up-Studien (Else & Vire, 1974) eine wertvolle Beschreibung dieser typischen Reaktion erlauben, sind die neuroanatomischen wie auch neurophysiologischen Daten trotz ihrer großen Zahl überraschend verwirrend. In ihren seither klassischen Demonstrationen aus den späten 20er Jahre haben Chou & Lai (1927 a, b, c, 1928a, b, 1929a, 1930) die Hypothese von einem rein facio-facialen nocizeptiven Reflex zurückgewiesen, der viele Jahre lang von zahlreichen Autoren bevorzugt wurde (Mace & Doyne, 1912; Pare & Tairnelle, 1916; Sornette & Billewayzé, 1925). Seit dieser Zeit sind zahlreiche Beobachtungen gemacht worden, die versucht haben, das ver-

wirrende Rätsel sowie das rätselhafte Gewirr der afferenten und/oder efferenten Seite der YR zu entziffern und die zur recht chaotischen Einbeziehung von zahllosen Strukturen und Wegen geführt haben: Es wurde auf trigeminale (Loewenstein et al., 1930), bitrigeminale (Von Aitick, 1940), quadritrigeminale (Van der Deder, 1950), supra-, infra- und inter-trigeminale (Mason & Ragoun, 1960) Afferenten ebenso hingewiesen wie auf makulare (Zakouski, 1954), sakkulare (Bortsch, 1955), utrikulare (Malosol, 1956) ventrikulare (Tarama, 1957), monokulare (Zubrowska, 1958), binokulare (Chachlik, 1959-1960), triokulare (Strogonoff, 1960), auditive (Balalaika, 1515) und digestive Inputs (Alka-Seltzer, 1815) [...].

Wenn der wissenschaftliche Stil also zwar nicht schön, aber doch eindeutig zu erkennen ist, dann kann er auch beschrieben, bewertet und vielleicht sogar optimiert werden. Die Linguistik, deren Forschungsgegenstand der Gebrauch der Sprache, vornehmlich der nicht-literarischen Sprache, in verschiedensten kommunikativen Sphären und Medien ist, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten diesem Thema verstärkt zugewandt (vergleiche zuletzt Fløttum u.a. 2006) und dabei einiges zur Aufdeckung der verdeckten und offenen Stilnormen der Wissenschaft beigetragen. Sie zeigen, dass unsere Vorstellung von wissenschaftlichem Stil in mancherlei Hinsicht korrekturbedürftig sind. In diesem einleitenden Kapitel wollen wir darauf kurz darauf eingehen.

Wissenschaftlicher Sprachstil: Sprache auf der Suche nach der Wahrheit?

Würde man Laien wie Wissenschaftler fragen, was Wissenschaft eigentlich tut, so würde man wohl häufig die Antwort hören, dass sie die Welt erforscht, um sie besser zu verstehen. Wissenschaftstheoretiker wie zum Beispiel Uffe Juul Jensen (1990) würden dies präzisieren und darauf hinweisen, dass es Wissenschaftlern darum geht, Zusammenhänge in der Welt aufzudecken und zu beschreiben, um dadurch allgemeingültige Merkmale und Mechanismen herauszustellen. Sie wählen dazu Erscheinungen in der Welt aus und klassifizieren sie oder sie führen Experimente durch. Die Ergebnisse werden dann benutzt, um Verallgemeinerungen zu gewinnen, aus denen sich im Idealfall abstrakte Theorien über die Welt bauen lassen. Für die Publikation der Ergebnisse dieser Art wissenschaftlichen Forschens ist ein sprachlicher Stil angemessen, der durch Exaktheit und Neutralität (Objektivität) gekennzeichnet ist, weil er nichts tun soll, als die Dinge als

solche darzustellen. Er ist deshalb auch universell, das heißt unabhängig vom Autor und seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kultur oder Gesellschaft. Dies ist die (oder zumindest eine) landläufige Meinung. Wie sieht es nun mit dieser Exaktheit, Neutralität/Objektivität und Universalität des wissenschaftlichen Schreibens in der Praxis aus? Textlinguistische Untersuchungen belegen, dass sie zwar nicht völlig aus der Luft gegriffen sind, jedoch in mancherlei Hinsicht modifiziert werden müssen.

Die Exaktheit von Wissenschaftssprache

Bei der Benennung von Phänomenen im Objektbereich einer Wissenschaft ist die Sprache selbst ein Problem. Die Alltagssprache reicht zur Kategorisierung nicht aus; sie ist bei weitem nicht genug ausdifferenziert, um die ständig sich erneuernden und verfeinernden Beobachtungen wissenschaftlichen Forschens zu erfassen. Es werden also neue Wörter benötigt, die – wie in dem zitierten Ausschnitt von Percé der »facio-facial nocizeptive Reflex« – für Laien häufig unverständlich sind, weil sie nicht zur Alltagssprache gehören, sondern innerhalb der wissenschaftlichen Disziplin entstanden sind und in ihrem Rahmen definiert werden. So wird in dem folgenden Ausschnitt aus einem medizinischen Aufsatz über die durch Zecken übertragene Borreliose dafür eine Gruppe von Bakterien verantwortlich gemacht, die »Spirochäten«:

Beispiel 1:

Die auslösende Spirochäte *Borrelia burgdorferi sensu lato* ist sehr heterogen und kann in mindestens 10 verschiedene Spezies unterteilt werden, von denen aber nur 3 sicher humanpathogen sind: *B. afzelii*, *B. garinii* und *B. burgdorferi sensu stricto* [40].

Quelle: Huppertz/Krause 2003: 175

Über die Unschärfe des Alltagswortschatzes hinausgehende, präzise definierte Fachtermini sind ein besonders markantes Kennzeichen von Wissenschaftstexten. Sie entsprechen den Idealen der Exaktheit, Eindeutigkeit, Kontextunabhängigkeit und evaluativen Neutralität der Wissenschaftssprache (vergleiche Baßler 2002). Als exakt gelten Fachwörter, weil sie definiert

sind. Für eindeutig werden sie gehalten, weil ein Fachwort nur eine Bedeutung hat beziehungsweise einer Bedeutung nur ein Fachwort zugeordnet werden kann. Solche Fachwörter können/müssen auch ohne den (Satz-/Text-/Situations-) Kontext verständlich sein, sie sind also kontextunabhängig. Als evaluativ neutral gelten sie schließlich, weil bei der Bildung solcher Fachwörter keine ästhetischen Grundsätze beachtet werden müssen und in sie keine Bewertungen einfließen.

Dem Gedanken, Wissenschaftler benutzen neue Wörter (Termini) zur Kategorisierung neu entdeckter Phänomene, liegt die idealistische, ja naive Vorstellung zugrunde, dass Welt bereits vor jeder Erkenntnis vorhanden sei und durch die Sprache lediglich abgebildet würde. Tatsächlich ist aber die Wahrnehmung der Welt durch die Erfahrungen menschlicher Subjekte geprägt und wird überhaupt erst durch diese Erfahrungen in je spezieller Weise hergestellt. Dass wissenschaftliches Denken und Schreiben trotz aller Bemühungen um exakt definierte Begriffe letztendlich seine Basis und seinen Ausgangspunkt in der (alltäglichen) Erfahrung des einzelnen Wissenschaftlers hat, wird aus linguistischer Perspektive nicht zuletzt dadurch belegt, dass zur Benennung neu entdeckter Phänomene oder Zusammenhänge nur selten wirklich völlig neue Wörter geschaffen werden. Manchmal werden Wörter der Alltagssprache neu definiert (vergleiche etwa den Begriff *Wurzel* in der Mathematik beziehungsweise Linguistik oder den Begriff *Erbgut* in der Genetik). Die Verbindung zwischen der alltagsprachlichen und der wissenschaftlichen Verwendung des Worts ist dann in der Regel metaphorisch; die Bedeutungskomponenten des alltagsprachlichen Begriffs werden in versteckter Weise mit in die wissenschaftliche Verwendung transportiert, obwohl sie nicht Teil der kodierten Terminologie sind (etwa die Idee des Grundlegenden, Ursprünglichen, Nahrungsspendenden bei *Wurzel* oder des wirtschaftlichen Besitztums, das von einer Generation auf die andere weitergegeben wird und so zum Wohlstand der Familie beiträgt bei *Erbgut*).

Viel häufiger wird bei der wissenschaftlichen Begriffsbildung jedoch auf Elemente anderer Sprachen zurückgegriffen: Vor allem das Lateinische und Griechische haben dabei in den Natur- und Geisteswissenschaften des Abendlandes eine herausragende Rolle gespielt. Viele von diesen Bildungen sind reine Übersetzungen (vergleiche im Pereg-Text *binokular*/zweiäugig oder *facio-facial noxiophilus*/gesichts-gesichtlich schadenempfindlich), andere sind jedoch – jedenfalls für die Eingeweihten – ebenfalls hochgradig metaphorisch und bauen auf vorwissenschaftlichen Bildwelten auf (vergleiche

zum Beispiel die *Appendicitis acuta*/akute Blinddarmentzündung in der Medizin aus lateinisch *appendix*/Anhängsel mit der Konnotation nicht essentiell, überflüssig, nutzlos). Wieder andere lehnen sich metaphorisch an die Verwendung in einer anderen wissenschaftlichen Fachsprache an (wie die IT-Verwendung von *Virus* sich metaphorisch an den medizinischen Sprachgebrauch anschließt). In all diesen Fällen wird die wissenschaftliche Objektivität zunächst gegen den Strich einer alltagsprachlichen Subjektivität gebürstet (solange, bis niemand mehr sich bewusst macht, dass er oder sie metaphorisch schreibt, wenn von *Wurzel*, *Erbgut* oder *Viren* die Rede ist). Die Basis der wissenschaftlichen Terminologie liegt also außerhalb ihrer selbst und sie trennt sich nur idealtypisch vollständig von ihr.

Um hinreichende spezifische Termini zu erhalten, werden außerdem verschiedene Verfahren der kompositionellen Wortbildung eingesetzt. Neben Zusammensetzungen vom Typ *Kollektivität* oder *Regressionsgerade* gehören dazu zum Beispiel Mehrwortbildungen (*Alle-oder-Niemand-Verträge*, *win-win-situation*), Kombinationen mit Eigennamen (*Causche Normalwertlung*) oder Buchstaben-Wort-Verbindungen (*F-Skala*, *SOEP-Daten*).

Auf der Satzebene führt das Streben nach Exaktheit in der Wissenschaftssprache zur Erweiterung von Satzgliedern durch Attribute. Im folgenden Beispiel 2 wird das Nomen *Erythema* durch vorangestellte, erweiterte Partizipialkonstruktionen sowie ein nachgestelltes Relativsatzattribut erweitert, in Beispiel 3 folgt dem Nomen *Diskussion* ein adjektivisch erweitertes Präpositionalattribut, dessen nominaler Kern selbst wieder durch ein Genitivattribut spezifiziert wird:

Beispiele 2 und 3:

Dabei findet sich ein nicht juckendes, sich zentrifugal ausbreitendes Erythema, das bei längerem Bestehen eine zentrale Abblässung zeigen kann.

Quelle: Hippert/Krause 2003: 176

Die Diskussion über die situation und die dispositionellen Bedingungen (überdauernden Persönlichkeitseigenschaften) des Geborenenverhaltens dauert an und lenkt den Blick wieder stärker auf differentielle Aspekte:

Quelle: Steiner/Fahrenberg 2000: 330

Allerdings sind nicht alle in der Sprache prinzipiell möglichen Formen der Erweiterung im wissenschaftlichen Stil gleichermaßen gebräuchlich. Der

moderne westliche Wissenschaftsstil zeichnet sich durch eine starke Tendenz zur Nominalisierung aus; Nominalgruppen werden durch andere Nominalgruppen erweitert. Was bis ins 19. Jahrhundert beliebt war, nämlich vielfach eingebettete und verzweigte Nebensatzkonstruktionen, wird hingegen heute vermieden. Dadurch bleibt der Bau der Sätze grundsätzlich einfach und transparent, auf der Ebene der Phrasen erhöht sich die Komplexität allerdings beträchtlich:

Beispiel 4:

Die graphischen Umsetzungen dieser Formeln in (29) sollen die drei Fragmente illustrieren, [...].

Quelle: Egg 2006: 17

Statt: Dadurch, dass die Formeln in (29) graphisch umgesetzt werden, sollen die drei Fragmente illustriert werden.

Bemerkenswert ist dabei, dass durch diese Art der Informationskondensierung in der Nominalgruppe bestimmte logische Operatoren, wie in Beispiel 4 das modale *dadurch*, entfallen können beziehungsweise müssen. Entgegen dem Ideal der Exaktheit werden die Texte dadurch vager und interpretationsbedürftiger. Die Leser müssen eine ganze Reihe von Leerstellen auffüllen, die durch diese kondensierten Konstruktionen entstehen. Dafür ein weiteres Beispiel:

Beispiel 5:

Nach diesen Vorüberlegungen können im fünften Abschnitt die Implikationen der strukturellen Beschaffenheit von Entscheidungssituationen auf die Erklärungsleistung, die man von Rational-Choice-Modellen erwarten kann, differenzierter und genauer untersucht werden.

Quelle: Mensch 2000: 247

Statt: Nachdem dieses vorher überlegt worden ist, kann im fünften Abschnitt differenzierter und genauer untersucht werden, was die strukturelle Beschaffenheit von Situationen, in denen Entscheidungen gefällt werden, für die Leistungen, Sachverhalte zu erklären, implizieren, die man von Rational-Choice-Modellen erwarten kann.

Insgesamt entsteht ein sehr stark verdichteter Stil, in dem aber durchaus Interpretationsspielräume enthalten sind, wie die einzelnen Denotate zueinander in Beziehung stehen. Wissenschaftsstil ist auf der Ebene der Objektbenennungen (die in der Regel durch Nominalphrasen geleistet werden) also tendenziell sehr genau; auf der Ebene der Aussagen über diese Objekte ist aber ein erhebliches Vor- und Weltwissen erforderlich.

Neutralität und Objektivität der Wissenschaftssprache

Objektivität und Neutralität gelten vielen Wissenschaftstheoretikern als forschungsleitende Prinzipien (vergleiche Drescher 2003). Die Sprache, mit der die wissenschaftliche Beobachtung der Welt den Fachkollegen zugänglich gemacht wird, muss diesem Ziel dienen und ebenfalls objektiv und neutral sein. Die verwendeten sprachlichen Mittel müssen deshalb nicht nur Eindeutigkeit garantieren, sondern vor allem sachlich, neutral, ja unpersönlich sein. Harald Weinrich (1990) leitet daraus drei Verbote ab. Eines davon ist das sogenannte »Metaphern-Verbot«, das aber – wie oben schon gezeigt wurde – oft gar nicht eingehalten werden kann.

Als weiteres Verbot führt Weinrich das »Ich-Verbot« an: Wissenschaftler führen sich selbst in die Texte nicht mit *ich* ein. Als Grund dafür nennt Weinrich, dass die Beobachtung und das wissenschaftliche Handeln frei sein soll von »individuellen Besonderheiten der einzelnen Forscherpersönlichkeit« (Weinrich 1990: 8). Und tatsächlich verwenden die Autoren wissenschaftlicher Texte Strategien, um die Ich-Referenz zu vermeiden. Sie weichen zum Beispiel auf das *Wir* aus, obwohl sie sich eigentlich selbst bezeichnen, und erwecken damit den Eindruck, dass sie zusammen mit dem Leser oder Zuhörer eine Gruppe bilden:

Beispiel 6:

In diesem Beitrag wollen *wir* die Frage angehen, welche Auswirkungen die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Arbeit haben.

Quelle: Knoblauch 1996

Eine andere Möglichkeit besteht darin, dass die Autoren von sich in der dritten Person schreiben, wie in folgendem Abstract:

Beispiel 7:

Da *dem Autor* die erste Option wenig realistisch erscheint, plädiert *er* abschließend für eine gradualistische Strategie zur Realisierung der zweiten grundlegenden politischen Alternative.

Quelle: *Offe 1998: 359*

Ein weiteres Verfahren, um die Ich-Referenz zu vermeiden, ist die Wahl von syntaktischen Konstruktionen, die den Autor als Handelnden völlig in den Hintergrund drängen. Dafür steht vor allem das Passiv zur Verfügung (Beispiel 8), das als typisch für die Wissenschaftssprache gilt.

Beispiel 8:

Dieser Geltungsanspruch *wird hier bestritten*.

Quelle: *Aratz 1997: 79*

Schließlich kann dem Text selbst Handlungscharakter zugesprochen werden; das Produkt steht dann metonymisch für seinen Autor:

Beispiel 9:

Der vorliegende Artikel versucht, auf der Basis verfügbarer Informationen über gesellschaftliche Mentalitäten herauszufinden, wie es um die Durchsetzungsfähigkeit kosmozentrischer Ethiken steht.

Quelle: *Döbert 1994:306*

Trotz dieses »Ich-Verbots« zeigen allerdings viele empirische Studien aus den letzten Jahren, dass Autoren viel häufiger auf sich selbst mit *ich* verweisen, als das bisher vermutet wurde – Tendenz steigend. Der Wissenschaftsstil wird also persönlicher. Ein typisches Beispiel:

Beispiel 10:

Im folgenden werde *ich* zunächst kurz skizzieren, mit welchen Formulierungen Louis Wirth zum populären Theoretiker von »Urbanität« werden konnte. Dabei handelt es sich im Kern um die Aussage, Großstädte seien Brutstätten von Toleranz und Zivilisation, in Großstädten könne daher die Integration von heterogenen Kulturen und Lebensstilen am besten gelingen. Da sich Wirth weitgehend auf Simmel stützt, werde *ich* anschließend den Text von Simmel noch einmal resümieren – was zu einem etwas anderen Ergebnis führt als in Wirths verkürzter Rezeption. Das Simmelsche Konzept, das den Prozess der Individualisierung ins Zentrum stellt, konfrontiere *ich* dann mit den Vorstellungen von Robert Park bzw. der Chicago Schule, für die der Prozess der Gruppenbildung durch Segregation die entscheidende Dimension von »Stadtkultur« ist.

Quelle: *Häußermann 1995: 90*

Wie dieser Soziologe, so benutzen viele Autoren die selbstreferentielle erste Person vor allem dann, wenn sie die Leser darüber informieren wollen, wie der Text aufgebaut ist und welche Fragestellung sie darin zu beantworten suchen. Häufig geschieht das im Einleitungsteil von Zeitschriften- oder Buchartikeln, wo die grobe Argumentationsstruktur und die Absichten und Zielsetzungen dargelegt werden. Es gibt dabei allerdings kulturelle und fachspezifische Unterschiede. Breitkopf (2006) stellt zum Beispiel fest, dass deutsche Soziologinnen beziehungsweise Soziologen mehr das *Ich* benutzen, russische Soziologen dagegen viel häufiger das *Wir*. Hylands (2002) Studie lässt vermuten, dass gerade in soziologischen und philosophischen Texten Ich-Konstruktionen diesen Typs besonders häufig vorkommen, in der Biologie aber beispielsweise deutlich seltener benutzt werden. Auch Sanderson (2006) weist sowohl kulturelle wie disziplinentypische stilistische Präferenzen nach.

Der Wissenschaftler als Individuum tritt also besonders häufig dann in Erscheinung, wenn es um metatextuelle Leseanweisungen geht. Zudem wird die Subjektivität des Autors aber auch durch viel feinere Verfahren ins Spiel gebracht. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich nämlich, dass Wissenschaftstexte keineswegs nur Fakten darstellen, sondern dass die Autoren ihre Aussagen häufig relativieren beziehungsweise abschwächen und damit ihre Haltung zum Wahrheitscharakter der Aussage ausdrücken. Ein ganz offensichtliches Beispiel ist das folgende:

Beispiel 11:

Ich *schätze*, dass die Hälfte der Ostdeutschen 1990/91 die Beschäftigung gewechselt oder verloren hat (gegenüber ca. 20% in Westdeutschland).

Quelle: Zapf 1994: 297

Der Verfasser schützt sich hier gegen Einwände, indem er seine Aussage durch ein Verb modalisiert; er übernimmt eine deutlich geringere Verpflichtung, für die Wahrheit des Aussagegehalts einzustehen, dass »die Hälfte der Ostdeutschen 1990/91 die Beschäftigung gewechselt oder verloren haben«, indem er sie als Schätzung deklariert. Der Verfasser baut hier einem Gesichtsverlust gegenüber den Rezipienten vor, der sich ergäbe, wenn er die Wahrheit des Gesagten nicht belegen könnte.

Besonders häufig in Wissenschaftstexten ist die Abschwächung durch das Modalverb *scheinen*:

Beispiel 12:

Diese Spezies *scheinen* im Sinne eines Organotropismus bevorzugt bestimmte System des Körpers zu befallen, wodurch die unterschiedlichen Manifestationen der Lyme-Borreliose erklärt werden.

Quelle: Huppertz/Krause 2003: 175

Würde man das Verb *scheinen* weglassen, würde die Aussage als nachweisbares Faktum erscheinen. Durch die Formulierung mit *scheinen* schwächen die beiden Wissenschaftler ihren Anspruch ab, das endgültige Wissen über die verschiedenen Spezies der Borrelien zu besitzen. Damit können sie in mehrfacher Hinsicht ihr Gesicht wahren: Einerseits schützen sie sich selbst vor möglicher Kritik aus der *scientific community*. Andererseits sind sie höflich: Sollte es sich bei der Aussage um eine neue wissenschaftliche Erkenntnis handeln, die in der *scientific community* noch nicht verbreitet ist und der Kollegen widerspricht, so ermöglicht es die Verpackung der Feststellung mit dem Verb *scheinen*, diese Kollegen nicht vor den Kopf zu stoßen.

Das dritte Verbot, das Weinrich für den wissenschaftlichen Stil annimmt, ist das sogenannte Erzähltabu. »Ein Wissenschaftler erzählt nicht« (Weinrich 1990: 9), sondern er beschreibt. Auch dieses Verbot wird allerdings nicht immer befolgt. Zunächst gibt es einige wissenschaftliche Disziplinen wie die Anthropologie oder die historischen Wissenschaften, teils

auch die Medizin und Psychologie (Fallbeschreibungen), in denen narrative Texte zumindest als Teiltexthe innerhalb wissenschaftlicher Publikationen durchaus eine Rolle spielen und zum Kanon der Darstellungstechniken gehören. Aber auch in anderen Disziplinen kommen narrative Strukturen vor: So wird zum Beispiel in dem folgenden Textausschnitt ein autobiografisches Detail zum Ausgangspunkt für die allgemeine Aussage, dass bei Paaren in der Regel der Mann das Auto steuert:

Beispiel 13:

Als ich neulich – als Fußgänger! – ein Auto an mir vorbeifahren sah, wunderte ich mich darüber, dass die Frau auf der Fahrerseite saß, der Mann daneben – bis ich erkannte, dass es sich um ein britisches Fahrzeug handelte.

Quelle: Burkart 1994: 230

Im folgenden Ausschnitt dient die Geschichte zwar auch als Anknüpfungspunkt für allgemeingültige Aussagen, aber sie spricht die Leser stärker an und soll sie so dazu bringen, sich stärker auf den Argumentationsprozess des Verfassers einzulassen. Das wird dadurch erreicht, dass der Autor eine hypothetische Geschichte erzählt, deren Held der Leser ist:

Beispiel 14:

I want us to consider Saintry Cooperation. One day, while *you* are waiting to deposit your Social Security check in a bank *you* are approached by an eccentric tycoon. She has a million dollars but very little time. She offers *you* ten dollars if *you* assure her that *you* will deposit her million dollars in her bank account. She's in a hurry and can't get any details about *you* that would enable her to track you down if *you* failed to keep *your* promise. What do *you* do? Is it rational for *you* to put the money in her account? After all, *you* are still doing better (namely, ten dollars better) than if *you* had given no assurance at all. But can we really consider this clearly moral, indeed saintly, decision as rational?

Quelle: Hyland 2004: 14

Wissenschaftler erzählen auch manchmal, welche Vorgeschichte der Beitrag hat beziehungsweise wie es überhaupt zu ihm gekommen ist. Das machen sie besonders gerne in Fußnoten, wie zum Beispiel der folgende Linguist gleich in einer Fußnote zum Titel seines Aufsatzes:

Beispiel 15:

Der vorliegende Beitrag ist aus zwei Vorträgen an der Universitäten Siegen und Wuppertal hervorgegangen.

Quelle: Ramers 2006: 95

In dieser Art von Fußnoten gehen die Autoren dann auch immer wieder in Danksagungen an Kolleginnen und Kollegen über, die »wertvolle [...] Anregungen und kritische [...] Einwände« (ebd.: 96) zu dem Beitrag machten. Entgegen landläufiger Meinung sprechen Wissenschaftler also sehr wohl explizit von und über sich selbst und erzählen auch Begebenheiten aus ihrem Leben. Sie tragen damit dazu bei, dass ihr Artikel eine persönliche Note bekommt, den Leser stärker anspricht und an der Argumentation beteiligt sowie in manchen Fällen auch die Authentizität des Beobachteten erhöht.

Wissenschaft erfolgt nicht im luftleeren Raum

Wissenschaftler stellen neues Wissen her. Allerdings geschieht dies nicht einsam am Schreibtisch, sondern ist in der Regel selbst bereits ein kommunikativer Prozess, bei dem die Interaktion mit anderen Wissenschaftlern eine entscheidende Rolle spielt und der in einer sozialen Umgebung stattfindet (vergleiche Knorr-Cetina 1991). Diese soziale Umgebung umfasst sowohl die unmittelbare Arbeitsumgebung des einzelnen Forschers (sein Labor, sein Forschungsinstitut) als auch die *scientific community* (die sich auf Kongressen, im Internet, durch Publikationen und auf vielen anderen Wegen, oft über nationale Grenzen hinweg, konstituiert) und die Gesellschaft, in der der Wissenschaftler lebt. Alle drei Sphären legen der wissenschaftlichen Forschung eben deshalb enorme Beschränkungen auf, weil diese sich als soziale Aktivität an den in jenen gültigen normativen Gegebenheiten, an Machtverhältnisse und Statusverteilungen orientieren muss. Der Leiter eines Labors hat andere Möglichkeiten, Forschungsgegenstände zu bestimmen und zwischen interessanten und uninteressanten Themen zu entscheiden als ein Doktorand, dessen Arbeitsbedingungen formal und inhaltlich von der Laborleitung diktiert werden. Die Institutionen der wissenschaftlichen Selbstorganisation wie die nationalen Forschungsför-

rungsinstitutionen (etwa die Deutsche Forschungsgemeinschaft) regeln nicht nur die Zuweisung von Forschungsmitteln ganz direkt durch die Genehmigung von Anträgen, sie definieren auch, welche Forschung (welche Themen, welche Theorien, welche Methoden) akzeptiert ist und welche nicht. (So können ganze Forschungsthemen kommen und gehen. Ein bekanntes Beispiel ist die Frage nach dem Ursprung der Sprache: Bis in das 19. Jahrhundert hinein war sie eines der wichtigsten Themen sprachwissenschaftlicher Forschung; nach der Etablierung der modernen Sprachgeschichtsforschung im 19. Jahrhundert wurde das Thema zu einem rein spekulativen, unseriösen Gegenstand erklärt: zu einem Un-Thema. Erst vor wenigen Jahren hat sich dies erneut geändert.) Schließlich definiert der gesellschaftliche Kontext Themen, die *in* und gesellschaftlich (wirtschaftlich oder politisch) verwertbar sind, und solche, die *out* sind. Sie beeinflussen die Forschungsaktivitäten des Einzelnen nicht nur deshalb, weil wirtschaftliche Interessen die Ressourcenverteilung in ökonomisch relevanten Disziplinen unmittelbar beeinflussen. Auch gesellschaftliche und kulturelle Fragen spielen eine Rolle. So hat die Formierung der europäischen Nationalstaaten im 19. Jahrhundert die Erforschung der Geschichte, Sprache und Kultur dieser Nationalstaaten gefördert, weil sich auf diese Weise ihre Existenz überhaupt erst rechtfertigen ließ.

Bereits die Wahl des Gegenstands, die Konstitution der Daten und natürlich die Art und Weise, wie diese bearbeitet werden, erfolgen also vor dem Hintergrund bestimmter Interessen, Machtverhältnisse und natürlich eines bestimmten Kenntnis- und Diskussionsstandes in der wissenschaftlichen Disziplin selbst. Der Diskurs einer Wissenschaft – der bestimmt, was dazu gehört, was randständig ist, was als wichtig angesehen wird, was altmodisch und was modern ist, was als erforschbar und das was als unseriöse Spekulation gilt – findet in und mit der Sprache statt. Zur Wissenschaftskommunikation gehören deshalb nicht nur die klassischen schriftlichen wissenschaftlichen Publikationsformen (Zeitschriftenaufsatz, Rezension, Abstract et cetera) und die entsprechenden mündlichen Gattungen wie der wissenschaftliche Vortrag oder Diskussionsbeitrag, sondern auch wissenschaftliche Projektanträge und die Formen der Entscheidungsabläufe in den Gremien, die über diese Anträge entscheiden, wissenschaftliche Anhörungen, Gutachten aller Art und nicht zuletzt der Small Talk am Rande all dieser offiziellen Ereignisse, in der die Bewertung der Fachkollegen und -kolleginnen untereinander stattfindet. Der wissenschaftliche Diskurs formiert sich in diesem kommunikativen Raum.

Das Rezeptionsgebot

Doch zurück zum Stil der wissenschaftlichen Publikation selbst. Wissenschaftliches Arbeiten gilt nur als seriös, wenn man in seinen eigenen Forschungspublikationen belegt, dass man die Ergebnisse und Meinungen anderer verarbeitet hat. (Weinrich 1988: 46 spricht von einem »Rezeptionsgebot«.) Der Nachweis darüber erfolgt – wie dies Percec in dem eingangs zitierten Ausschnitt bereits wunderbar karikierend gezeigt hat – durch Bezugnahmen auf die Arbeiten anderer in Form von Zitaten, sinngemäßen Wiedergaben oder auch nur Verweisen. Wissenschaftliche Texte sind also in einem hohen und expliziten Maß *intertextuell*: Sie stellen ein engmaschiges Netz von gegenseitigen Bezugnahmen zwischen den verschiedenen Textproduzenten her. Diese Vernetzung geht in ihrer heutigen Form auf das 19. Jahrhundert zurück, also auf die Zeit, in der sich viele Fachdisziplinen institutionalisierten und es zu einem regelrechten Forschungsboom kam (Bazerman 1988a).

Der Bezug auf die anderen Stimmen (also die Publikationen der anderen Wissenschaftler) dient aber nicht nur dazu, deren Erkenntnisse »Falsifikationsversuchen« auszusetzen und sie damit entweder zu erhärten oder zu Fall zu bringen (Weinrich 1988: 46). Mit Eva-Maria Jakobs (1997) können vielmehr sach- und beziehungsorientierte Funktionen von Bezugnahmen unterschieden werden. Zu den sachbezogenen Funktionen von Bezugnahmen gehört es besonders,

- die vorgelegten Forschungsergebnisse innerhalb der Wissenschaftsgemeinschaft anschlussfähig zu machen;
- Belege für eigene Behauptungen anzuführen;
- die Ergebnisse anderer Forscher zu bestätigen oder zu widerlegen;

Beziehungsorientierte Funktionen von Bezugnahmen sind zum Beispiel,

- seine Belesenheit zu beweisen;
- durch Verweise auf die eigenen Publikationen Werbung für sich selbst zu machen;
- durch Verweise auf Autoritäten Glaubwürdigkeit zu gewinnen;
- die Wichtigkeit anderer Wissenschaftler herauszustellen, die ihrerseits mit dem eigenen Ansatz verbunden sind und ihn bestätigen;
- durch *Zitierkartelle* Schulen innerhalb einer Wissenschaft zu bilden;

- umgekehrt durch kritische Bezugnahmen oder schlichtes Ignorieren andere Wissenschaftler beziehungsweise wissenschaftliche Schulen zu bekämpfen.

Durch Zitate verortet sich der Autor also in einem wissenschaftlichen Diskurs; er zeigt, wo er hingehört. Und er erwartet natürlich auch, dass die von ihm Zitierten (jedenfalls wenn sie hierarchisch gleichrangig oder untergeordnet sind) ihrerseits auf ihn verweisen und so seinen wissenschaftlichen Rang bestätigen. Auf diese Weise trägt der Verfasser jedes wissenschaftlichen Textes auch zur Fortsetzung eines thematisch gebundenen Diskurses bei und kann sich so »wissenschaftliches Kapital« (Bourdieu 1988; 1998) aneignen.

Allerdings: Wer etabliert ist, kann es sich unter Umständen leisten, wenig oder gar nicht zu zitieren, Anfänger müssen hingegen das Rezeptionsgebot schon deshalb einhalten, weil ihre Arbeiten sonst nicht publiziert werden.

Publish or perish

Neben dem Rezeptionsgebot gilt nach Weinrich (1988: 45) für das wissenschaftliche Arbeiten ein »Veröffentlichungsgebot«: »Denn etwas wissen und es wissenschaftlich wissen, ist nichts wert, wenn es nicht auch den anderen Wissenschaftlern bekanntgegeben wird« (Weinrich 1988: 45). Dass sich dieser Grundsatz erst in den letzten 50 Jahren in Deutschland ausgebreitet hat, wird an folgenden Zahlen deutlich: 1954 lehrten an den Universitäten der ehemaligen Bundesrepublik 24 Anglistik-Professoren. Sie publizierten in jenem Jahr zwölf Bücher und eine noch kleinere Zahl von Artikeln. 1984 waren an den bundesdeutschen Universitäten bereits 300 Professuren für Anglistik besetzt. Publiziert wurden in diesem Jahr 60 Bücher und 600 Artikel (Zahlen nach Weingart u.a. 1991: 288). Peter Weingart zeigt sehr schön auf, wie die Zunahme an Forschern und die damit verbundene Publikationsexplosion zu einer neuen Unüberschaubarkeit führt. Weder können sich die Beteiligten alle untereinander wahrnehmen, geschweige denn die produzierte Literatur umfassend rezipieren. Die Zahlen zeigen aber noch mehr: Die Publikationen pro Professor haben sich mehr als verdoppelt. Ein Wissenschaftler musste im Jahre 1954 nicht unbedingt regelmäßig publizieren. Überdies hat sich (in den Geisteswissenschaften) die Gattung der wissenschaftlichen Publikation verändert: War in der Ang-

listik Mitte des vergangenen Jahrhunderts noch das Buch die herausragende Plattform für wissenschaftliche Neuheiten, hat sich das Verhältnis inzwischen eindeutig zu Gunsten des wissenschaftlichen Zeitschriften- und Buchartikels verlagert. In vielen wissenschaftlichen Disziplinen ist das monographische Buch heute nur noch in Form des Lehrbuchs relevant; die Forschung findet in internationalen wissenschaftlichen Zeitschriften statt, die durch ein striktes System des *peer-reviewing* (also der Begutachtung der einzelnen Aufsätze durch Fachkollegen) vergleichbare Standards zu garantieren scheinen. (Die traditionelle wissenschaftliche Zeitschrift des 19. Jahrhunderts, bei der ein Einzelner oder ein kleines Team von Herausgebern über die Qualität und damit über die Veröffentlichung der eingereichten Manuskripte entscheidet, hat sich nur in manchen kulturwissenschaftlichen Fächern noch in Ansätzen erhalten.) Da wissenschaftliches Renommee zunehmend durch die Anzahl der Veröffentlichungen gemessen wird, ist diese Vergleichbarkeit der Standards auch notwendig.

Allerdings macht es einen Unterschied, für wen die Wissenschaftler schreiben. Ist es der kleine Kreis der Experten, die auf dem gleichen Forschungsgebiet arbeiten? Oder werden die Ergebnisse über die Fachgrenzen hinaus vermittelt, mündlich in Form von Interviews in Rundfunk oder Fernsehen oder schriftlich durch Artikel in Wissenschaftsmagazinen oder Wissenschaftsseiten der großen Zeitungen, die sich an Laien wenden und damit ganz anderer inhaltliche und sprachliche Textanlagen verlangen (vergleiche Niederhauser 1999)? Und natürlich ist es auch nicht dasselbe, ob man einen wissenschaftlichen Vortrag hält oder einen wissenschaftlichen Text verfasst (vergleiche den Beitrag von Ventola in diesem Band). Die Form der Ergebnispräsentation verändert sich auch durch neue Kommunikationsformen; vom Poster bei einem wissenschaftlichen Kongress bis zur PowerPoint-Präsentation, die heute für viele Wissenschaftler die normale mediale Unterstützung des wissenschaftlichen Vortrags ist, der sich in vielerlei Hinsicht vom traditionellen, monomedialen Vortrag unterscheidet (vergleiche den Beitrag von Günthner und Knoblauch in diesem Band).

Universalität und Kulturalität wissenschaftlicher Stile

»Internationalität ist ein Wesenszug und ein Bedürfnis der Wissenschaft.« Mit diesem Satz leitet der Philosoph Jürgen Mittelstraß einen Aufsatz über

die Internationalität von Wissenschaft ein (vergleiche Mittelstraß 2002). International sei Wissenschaft nicht nur, weil es wissenschaftliche Institutionen und damit wissenschaftliches Handeln praktisch in jeder Gesellschaft gebe (und diese Institutionen heutzutage in einer globalen Wissenschaftsszene miteinander vernetzt seien), sondern auch, weil immer mehr Probleme der heutigen Welt nur durch gemeinsames wissenschaftliches Handeln über nationale Grenzen hinweg gelöst werden könnten – man denke zum Beispiel an ökologische Probleme oder an die Kluft zwischen Industrienationen und Staaten der Dritten Welt.

Jenseits dieser Herausforderungen, die von außen an die Wissenschaft herangetragen werden, hat sich auch in der Wissenschaftskommunikation selbst Einiges verändert. In jüngster Vergangenheit wird für jeden wissenschaftlichen Arbeitenden die Tendenz zur Globalisierung immer deutlicher. Was für Naturwissenschaftler schon seit längerer Zeit gilt, ist inzwischen auch bei den geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen angekommen: Der Kontakt zwischen Wissenschaftlern über Landes- und Sprachgrenzen wird immer normaler, der Wissenschaftsbetrieb unifiziert sich. Dazu haben neben verbilligten Reisemöglichkeiten und verstärkter elektronischer Zusammenarbeit auch die politischen Veränderungen seit den Achtzigerjahren beigetragen. Die Möglichkeiten, sich mit Kolleginnen und Kollegen aus osteuropäischen Ländern zu treffen und mit ihnen zusammenzuarbeiten, sind heute wesentlich vielfältiger als noch vor 30 Jahren. In Europa wird die Integration neuer Länder in die Europäische Union diesen Prozess in den nächsten Jahren noch verstärken. Spezielle Programme nationaler Förderungsinstitutionen unterstützen die Internationalisierung der Wissenschaft. So investiert zum Beispiel die Volkswagen-Stiftung, die von Rainer Nicolaysen (2002: 1) als »leistungsstärkste wissenschaftsfördernde Stiftung in Deutschland« bezeichnet wird, zwischen zehn und 20 Prozent ihres jährlichen Finanzvolumens, das über 90 Millionen EURO beträgt (Zahlen nach Mittelstraß 2002: 470), in die Förderung international orientierter Forschung. Auch die nationale Einrichtung für Forschungsförderung DFG investiert in solche internationalen Programme.

Das führt uns zum letzten der Klischees über Wissenschaftsstil: nämlich der Auffassung, dass wissenschaftliches Handeln universalen Prinzipien folgt und damit auch die oben aufgeführten Stilprinzipien für wissenschaftliche Texte kulturunabhängig seien. Aus dem oben Gesagten ist allerdings schon abzuleiten, dass eine solche Kulturunabhängigkeit nur dann zu erwarten wäre, wenn Wissenschaftstexte wirklich ausschließlich der objekti-

ven und wertungsfreien, exakten Übermittlung von Aussagen über die Welt dienten. Wir haben diese Auffassung bereits ausführlich kritisiert. Sobald aber Wissenschaft als ein Aggregat von Diskursen gesehen wird, die unterschiedlichen Regulierungsverfahren unterliegen und innerhalb derer sich die Wissenschaftler durchaus auch subjektiv positionieren, sobald Wissenschaft auch als ein Prozess gesehen wird, in der nicht jeder gleich gut zu Wort kommt und gleich gehört wird, wird Konformität mit den Normen des Diskurses zu einem wesentlichen Kriterium. Zahlreiche Studien belegen inzwischen, dass sich diese Normen in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und in verschiedenen Wissenschaftskulturen durchaus unterscheiden (vergleiche etwa Hyland 1999; Ivanic 1998; Kotthoff 2001; Kreutz/Harres 1997; Mauranen 1992; Breitkopf 2006; Sanderson 2006). Wie stark sich das »Rezeptionsgebot« in Verweisen auf andere Autoren niederschlägt, wie sehr sich der Autor als Person in der Ich-Perspektive herausstellt, wie viel subjektive Modalität erlaubt ist, wie wichtig lineare Textstruktur und klare Argumentationslinie sind, welche Formen der Kritik erlaubt sind – diese und viele andere Merkmale wissenschaftlicher Texte sind unterschiedlich geregelt. Die kulturellen Differenzen auf diesem Gebiet sind weniger national, als nach kulturellen Wissenschaftsräumen organisiert: Zum Beispiel ließ sich zumindest bis vor einigen Jahrzehnten in Europa ein deutsch-nordeuropäisch-osteuropäischer Stilraum von einem romanischen und einem angloamerikanischen unterscheiden. Inzwischen scheinen sich allerdings diese kulturellen Unterschiede anzugleichen, während die zwischen den Disziplinen weiterhin eine große Rolle spielen (Sanderson 2006). Für diese Angleichung ist der genannte Trend zu globalisierten wissenschaftlichen Märkten verantwortlich, die über internationale Publikationsorgane einen erheblichen Druck auf die alten kulturellen Schreibtraditionen ausüben und diese vereinheitlichen. Allerdings ist dabei der angloamerikanische Wissenschaftsstil nicht zuletzt aufgrund seiner Leserfreundlichkeit, vor allem aber natürlich als Konsequenz der beherrschenden Stellung US-amerikanischer Wissenschaftler in vielen Bereichen der Gewinner: Er setzt sich, zusammen mit der Publikationssprache Englisch, mehr und mehr durch und verdrängt die anderen wissenschaftlichen Diskurs- und Stilgemeinschaften. Manche sehen das als eine Verarmung der Wissenschaft (vergleiche Graefen und Thielmann in diesem Band), andere betrachten die Unifizierung der Wissenschaften als Chance des weltweiten verstärkten Austauschs (vergleiche Ventola in diesem Band). Bei der Diskussion über diese Frage sollte man freilich nicht vergessen,

dass wissenschaftliche Diskurse nie frei von Regeln der Darstellung und der Präsentation waren, die inhaltliche Aspekte überlagert haben; und dass nie alle (National-) Sprachen als Wissenschaftssprachen akzeptiert wurden.